

Das Jahrbuch Ökologie

- informiert über die ökologische Situation und die Belastungstrends in den verschiedenen Bereichen der natürlichen Umwelt
- analysiert und kritisiert die staatliche und internationale Umweltpolitik
- bringt einen Disput zu einem wichtigen umweltpolitischen Thema
- dokumentiert historisch bedeutsame, umweltbezogene Ereignisse und Initiativen
- beschreibt positive Alltagserfahrungen und entwirft Visionen für eine zukunftsfähige Welt
- wendet sich an eine sensible Öffentlichkeit, die sich der Umweltkrise bewusst ist und nach tragfähigen Alternativen im Umgang mit der Natur sucht
- ist einem breiten Ökologiebegriff verpflichtet, der im Alltag verankert ist und das Verhältnis von Mensch und Natur, von Gesellschaft und Umwelt umfasst.

Beirat

Christine Ax, Hamburg; Thea Bauriedl, München; Jan C. Bongaerts, Freiberg; Paul J. Crutzen, Mainz; Harmut Graßl, Hamburg; Rainer Grießhammer, Freiburg; Gjalp Huppés, Leiden; Martin Jänicke, Berlin; Ruth Kaufmann-Hayoz, Bern; Stephan Kohler, Berlin; Jobst Kraus, Bad Boll; Hans-Jochen Luhmann, Wuppertal; Barbara Mettler-von Meibom, Essen; Klaus M. Meyer-Abich, Hamburg; Benno Pilardeaux, Berlin; Werner Schenkel, Berlin; Walter Spielmann, Salzburg; Michael Succow, Greifswald; Barbara Unmüßig, Berlin; Christine von Weizsäcker, Bonn.

Begleitende Institute

BAUM – Bundesdeutscher Arbeitskreis für umweltbewusstes Management, Hamburg; Deutsche Umweltstiftung, Germersheim; Ecologic – Institut für internationale Umweltpolitik, Berlin; Forschungsstelle für Umweltpolitik, Berlin; ifeu – Institut für Energie- und Umweltforschung, Heidelberg; IFF – Institut für Soziale Ökologie, Wien; INFU – Institut für Umweltkommunikation, Lüneburg; IÖW – Institut für Ökologische Wirtschaftsforschung, Berlin; ISOE – Institut für sozial-ökologische Forschung, Frankfurt a. M.; IZT – Institut für Zukunftsforschung & Technologiebewertung, Berlin; Öko-Institut, Freiburg/Darmstadt/Berlin; UfU – Unabhängiges Institut für Umweltfragen, Berlin/Halle; Umweltbundesamt, Berlin/Dessau; Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie; WZB – Wissenschaftszentrum, Berlin.

Jahrbuch Ökologie 2008

*Herausgegeben von
Günter Altner, Heike Leitschuh, Gerd Michelsen,
Udo E. Simonis und Ernst U. von Weizsäcker*

Verlag C.H.Beck

Davide Brocchi

Die Umweltkrise – eine Krise der Kultur

Ende des Solidarpakts II, würde nicht mehr wie ein Damoklesschwert über Ostdeutschland hängen, wenn der energetische Aufschwung gelingt. Denn die rund 15 Milliarden Euro, die heute von den Ostbürgern für fremde, schmutzige Energieträger ausgegeben werden, würden vor Ort für neue Jobs, neue Firmen und neue Perspektiven sorgen – ein sauberes Konjunkturprogramm in Permanenz.

Konfliktlos ist dieses Szenario nicht zu haben. Das gegenwärtige Energiesystem ist auf große Unternehmen, große Kraftwerke, große Netze zugeschnitten, und mit der entsprechenden Oligopolmacht ist zu rechnen. Aber „weiter wie bisher“ ist keine Alternative. Das ist nirgends deutlicher als in der Heimat von Andreas Tornow. Mecklenburg-Vorpommern hat große, profitable Agrarunternehmen und gleichzeitig besonders drastische soziale Schiefagen im ländlichen Raum. Im Unterschied zu ihren westdeutschen und europäischen Kollegen sind die Bauern im deutschen Nordosten durchaus mit Farmern in den USA vergleichbar. In dieser zugespitzten Analogie wird allerdings auch deutlich: Die ländliche Gesellschaft, die es im Mittleren Westen der Vereinigten Staaten nicht gibt, hat in Nordostdeutschland ihre ökonomische Basis verloren, weil fast alles, was nicht zum Kerngeschäft der Pflanzenproduktion zählt, seit 1990 abgeschafft worden ist. Wer auf neue, (arten-)vielfältige Kreisläufe verzichtet, kann die Zukunft in Kansas besichtigen. Kilometerweit Monokulturen, keine Menschen weit und breit.

Literaturhinweise

Busch, Ulrich, Rainer Land (Hg.) (2006): Zur Lage in Ostdeutschland. Bericht des Netzwerkes und des Innovationsverbundes Ostdeutschlandforschung, in: Berliner Debatte Initial 17, Heft 5/2006.

Institut für Energetik und Umwelt (2004): Nachhaltige Biomassenutzungsstrategien im europäischen Kontext. Analyse im Spannungsfeld nationaler Vorgaben und der Konkurrenz zwischen festen, flüssigen und gasförmigen Bioenergieträgern. Zweiter Zwischenbericht, Leipzig.

Prognos AG (2005). Zukunftsatlas 2004. Alle 439 Kreise und kreisfreien Städte im Zukunftstest, Basel.

Thie, Hans (2007): Erneuerbare Energien und nachwachsende Rohstoffe als Entwicklungschance für strukturschwache ländliche Kommunen in Mecklenburg-Vorpommern, Forschungsbericht. Kurzfassung unter: www.Thuenen-Institut.de.

In jüngster Zeit wird verstärkt auf die Bedeutung der kulturellen Dimension des Leitbildes „nachhaltige Entwicklung“ hingewiesen. Der Rat von Sachverständigen für Umweltfragen (SRU) meint gar, es gelte nicht allein auf technologische Innovation, sondern auf eine kulturelle Umorientierung zu setzen – und befürwortet dementsprechend ein *Vier-Säulen-Modell*, das nachhaltige Entwicklung als einen diskursiven Prozess im Viereck Ökologie, Ökonomie, Soziales und Kultur versteht. Um was aber geht es dabei?

Die Antwort auf diese Frage setzt einige Erläuterungen über die Begriffe Kultur, Umwelt und Nachhaltigkeit voraus.

1. Drei zentrale Begriffe

1.1 Kultur

Der heute dominierende Kulturbegriff reduziert Kultur auf einen gesellschaftlichen Teilbereich und oft nur auf die Künste. Kultur wird ständig funktionalisiert und kann so die existenzielle Bedeutung der „kulturellen Vielfalt“ gar nicht ausdrücken. Deshalb bedarf der Nachhaltigkeitsdiskurs eher eines anthropologischen, semiotischen, soziologischen Kulturbegriffs. Nur ein umfassender Kulturbegriff kann die integrative Wirkung von Kultur spiegeln und bewusst machen.

Das Verhältnis zwischen gesellschaftlichen und kulturellen Prozessen kann mit Pierre Bourdieu so beschrieben werden: In beiden Fällen handelt es sich um „strukturierte, strukturierende Strukturen“. Winston Churchill hat es etwas einfacher ausgedrückt: „Erst gestalten wir unsere Gebäude, danach gestalten sie uns.“ Das heißt: Wir schaffen die Kultur, die uns prägt. Wir werden von der Gesellschaft geformt, die wir gestalten.

Zwischen Kultur und Gesellschaft findet eine Wechselwirkung statt. Kulturen definieren Gesellschaften, und Subkulturen bezeich-

nen Gruppen – und umgekehrt. In seinem Buch *Sociology* (1989) schreibt Antony Giddens: „No culture could exist without a society. But, equally, no society could exist without culture.“

Die Kultur zieht Grenzen, die physisch noch nicht existieren, nicht fassbar und nicht sichtbar sind. Es sind die Grenzen zwischen Integration und Ausgrenzung, dem Eigenen und dem Fremden, Ordnung und Unordnung, Gut und Böse und schließlich auch zwischen System und Umwelt. Kulturen sorgen für die Kohäsion eines sozialen Systems und regulieren seinen Austausch mit der Umwelt.

In einem sozialen System übt die Kultur zwei Aufgaben aus:

- eine kognitiv-kommunikative Funktion in dem Verhältnis Mensch–Wirklichkeit;
- eine verhaltens- und projektorientierte Funktion in dem Verhältnis Mensch–Umwelt.

Zwischen Kultur und Umwelt findet ein Prozess statt, der in der Industrialisierung einen ersten Höhepunkt fand: die Konstruktion der Wirklichkeit (Aufgabe A) wird zu einer Konstruktion der (Um-)Welt (Aufgabe B). Die künstliche Welt spiegelt unsere Begriffe wider – und wird erst dadurch begreifbar und kontrollierbar. Die Technologien spielen in der Möglichkeit dieser Umwandlung eine zentrale Rolle. In diesem selbstreferenziellen Prozess steckt eine Erklärung für die Umweltkrise als Krise der Modernisierung und Globalisierung.

1.2 Umwelt

Der dominierende Umweltbegriff bezieht sich auf die ökologische Umwelt. Um-Welt ist das, was außerhalb oder neben dem wahrnehmenden Subjekt ist. In der Tat hat die Trennung zwischen Mensch und Natur, Gesellschaft und Natur (oder Kultur und Natur) eine lange Tradition, zumindest in jener Kultur, die heute globalisiert wird: die westliche. In diesem Punkt führten weder die Renaissance noch die sog. wissenschaftliche Revolution zu einem Bruch mit der Vergangenheit. Mit der Separation von *res cogitans* und *res extensa*, von Geist und Körper, von Subjekt und Objekt der Beobachtung legte René Descartes die Basis für die Gründung der mechanistischen Wissenschaften. Die ökologische Krise zeigt uns, zu welchen dramatischen Konsequenzen diese kulturbedingte Trennung führen kann.

Der Mensch ist ein Teil der Natur, und die Natur ist ein Teil des Menschen. Diese Erkenntnis ist immer noch eine Herausforderung für die Kultur- und die Sozialwissenschaften, aber auch für die ganze Moderne. Ein kultureller Wandel in Richtung Nachhaltigkeit bedeu-

tet damit auch einen Paradigmenwechsel. Dazu hat u.a. die Systemtheorie einen klärenden Beitrag geliefert.

In der Systemtheorie sind „soziales System“ und „Umwelt“ nur relative und keine absoluten Bezeichnungen. Was wir als System oder als Umwelt erleben, hängt vom kulturellen und kognitiven Standpunkt ab. Zum Beispiel ist der Tropenwald für die Indios ein System – und für uns Umwelt. Die Relativität der Standpunkte wird jedoch verdeckt, wenn Strukturen der sozialen Ungleichheit ins Spiel kommen, insbesondere Machtverhältnisse. So wird etwa das Recht der Indios auf eine eigene Kultur im eigenen Land nicht anerkannt. Die Globalisierung universalisiert leider nur die Sichtweise der gesellschaftlichen Zentren. Entsprechend gehen wir mit dem Tropenwald und seinen Bewohnern um.

Nach der systemtheoretischen Definition ist ein soziales System das, was wir als eigen, vertraut, kontrollierbar und geordnet erleben – oder als ein solches gestalten. Die Umwelt ist hingegen das, was wir als fremd, unkontrollierbar, unsicher, unnützlich oder chaotisch erleben.

Wenn wir die „Umwelt“ so verstehen, dann gibt es nicht nur eine ökologische, sondern auch eine emotionale Umwelt (z.B. das „Unbewusste“ in seiner tiefenpsychologischen Bedeutung), eine soziale Umwelt (z.B. die Menschen, die wir ausgrenzen) sowie eine multikulturelle Umwelt (die vielen Kulturen, die wir als fremd erleben). Die „Umwelt“ ist die Einheit dieser Umwelten vor einem gesellschaftlichen System und vor einer Kultur.

Unsere dominante Kultur verhält sich zu diesen Umwelten ähnlich. Horkheimer schreibt in „Zur Kritik der instrumentellen Vernunft“, dass im Zuge der Rationalisierung der Gesellschaft durch Technik nicht nur die äußere Natur des Menschen beherrscht wird, sondern auch seine innere. In der Herrschaft über die Natur ist die Herrschaft über den Menschen inbegriffen. Um die äußere Natur zu beherrschen, die menschliche und die nichtmenschliche, muss das Subjekt mit anderen Subjekten zusammenarbeiten und dabei seine eigene innere Natur bezwingen. Die „Menschlichkeit“ teilt ihr Schicksal mit dem Rest der Natur.

1.3 Nachhaltigkeit

Die sozialen und ökologischen Forderungen, die mit dem Leitbild der „nachhaltigen Entwicklung“ verbunden werden, sind natürlich viel älter als der Brundtland-Bericht (von 1987). Die Frage der Ge-

rechtigkeit stellte bereits die sozialistische Bewegung im 19. Jahrhundert. Die Umweltbewegung begann 1962 in den USA mit der Veröffentlichung von Rachel Carsons „Silent Spring“. 1975 legte die Dag-Hammarskjöld-Stiftung das Dokument „What now? Another Development“ vor, in dem schon die Ziele eines alternativen Entwicklungsmodells enthalten waren: (a) Befriedigung der Grundbedürfnisse aller Menschen; (b) Self-reliance, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung der Menschen und der Völker; (c) Eco-development.

Die Zivilgesellschaft kämpft heute für diese Ziele weiter, mit oder ohne Nachhaltigkeitsdebatte. Warum brauchen wir also unbedingt eine solche Debatte? Wem nutzt ein so kompliziertes Wort wie „Sustainability“ oder „Nachhaltigkeit“? Hat diese Institutionalisierung die sozialen und ökologischen Forderungen eher gestärkt oder geschwächt?

Wie wir wissen, sind die Meinungen zu diesen Fragen geteilt. Die Debatte über nachhaltige Entwicklung bringt aber auch einige Neuigkeiten mit sich. Verschiedene Forderungen finden in diesem Begriff zum ersten Mal eine Einheit. Zumindest in der Theorie wird anerkannt, dass die Fragen der sozialen Gerechtigkeit, des Friedens, der Demokratie, der Selbstbestimmung, der Ökologie und der Lebensqualität eng miteinander verbunden sind. Die Multidimensionalität sowie die systemische Betrachtung der gesellschaftlichen Entwicklung ist eine zentrale Stärke der Nachhaltigkeitsdebatte.

Die Ziele des Nachhaltigkeitsmodells können wie folgt zusammengefasst werden:

- Überwindung der globalen ökosozialen Krise
- Befriedigung der Grundbedürfnisse der Menschen
- Intra- und intergenerationale Gerechtigkeit
- Gleichgewicht zwischen Ökologie, Ökonomie und Sozialem.

Die internationale Gemeinschaft hat diese Ziele anerkannt und sie „gesellschaftsfähig“ gemacht. Internationale Organisationen, Regierungen, Kommunen und sogar Unternehmen haben sich zur Nachhaltigkeit bekannt – zumindest ideell. Die Diskussion über die Alternativen zu der dominanten nichtnachhaltigen Entwicklung fließt immer mehr in die Nachhaltigkeitsdebatte ein. Diese Debatte wird sehr breit geführt und bildet eine „doppelte Brücke“: einerseits zwischen Politik, Wissenschaft und Zivilgesellschaft; andererseits zwischen Süden und Norden der Welt.

Die Nachhaltigkeitsdebatte hat aber auch Schwächen. Die konsequente Umsetzung der vier oben genannten Nachhaltigkeitsziele kä-

me einer Revolution gleich. Doch viele Regierungen, Unternehmen und Menschen wünschen sich Entwicklung ohne radikale Veränderungen. Konkrete Maßnahmen, die dem Ernst der Lage entsprechen, blieben bisher aus. Die Schere zwischen den Nachhaltigkeitszielen und der realen gesellschaftlichen Entwicklung scheint sich immer mehr zu öffnen. Es fehlt jedenfalls nicht an Konferenzen, Studien und Aufrufen, es fehlt an konkreter Umsetzung der Ziele.

Die Nachhaltigkeitsdebatte ist auch sehr auf die Zukunft fokussiert, obwohl einige Probleme wie Armut schon eine lange Geschichte haben. Ein großer Teil der Forschung konzentriert sich auf technologische Lösungen. Dabei wird oft der Weg verfolgt: weiter so wie bisher, ohne bestimmte Strukturen zu verändern. Technologische Lösungen betreffen auch nur die Symptome und nicht die Ursachen der Probleme.

Es gibt aber auch „Traditionen der Nachhaltigkeit“, die schon sehr alt sind. Viele wurden durch die Kolonialisierung ausgelöscht, andere sind heute von der Globalisierung bedroht. Bewährte Lösungen müssen nicht neu erfunden werden. Was aber hemmt ihre Umsetzung? Eine kritische Analyse der Machtstrukturen, die die Umsetzung bewährter Lösungen hemmen oder gar verhindern, findet in der Nachhaltigkeitsdebatte bisher kaum statt.

Das Thema „sozioökonomische Ungleichheit“ wird oft auf die Armut in entfernten Ländern reduziert. Im eigenen Land wird zwar die Verbraucherkultur des „Geiz ist geil“ kritisiert – nicht aber jene Strukturen, die Armut, Konsum und Ignoranz fördern. Es wird auch nicht ausreichend erkannt, dass die Strukturen der sozialen Ungleichheit zu den zentralen Ursachen der ökologischen Krise gehören.

Mit „Strukturen der sozialen Ungleichheit“ wird hier nicht die selbstbestimmte, sondern die fremdbestimmte Form der Ungleichheit bezeichnet, d.h. die ungerechte Verteilung von Reichtum, von sozial-ökologischen Kosten der Entwicklung, die ungerechte Verteilung von politischem Einfluss, von Bildung und Information. Die dominante neoliberale Wirtschaftspolitik ist mit einer nachhaltigen Entwicklung unvereinbar, nicht nur weil sie unökologisch ist, sondern auch weil sie zu wachsender fremdbestimmter sozialer Ungleichheit führt. Diese Unvereinbarkeit wird oft in dem Glauben verschwiegen, dass eine nachhaltige Entwicklung *neben* einer neoliberalen Wirtschaftspolitik möglich sei.

2. Die Kulturen der Nachhaltigkeit

Der Begriff „Nachhaltigkeit“ leidet an einem Geburtsfehler. Er entstand in den Zentren der globalen Gesellschaft und soll sich nun in den Peripherien durchsetzen. Eine solche Genese birgt eine Gefahr: die eines neuen Entwicklungsmodells, das sich als neuverpackte Modernisierung entblößt oder als „politische PR-Maßnahme“ endet. Um eine solche Gefahr zu vermeiden, sollten in der Frage der Kulturen der Nachhaltigkeit zunächst zwei Ebenen unterschieden werden: jene der eigenen Kultur (in unserem Fall die westliche) und die kulturelle Vielfalt.

2.1 Die westliche Kultur

Es ist insbesondere die westliche Kultur, die heute globalisiert wird. Weil diese Kultur eine große Verantwortung bei der Entstehung und Verschärfung der globalen ökologischen Krise hat, muss hier ein Paradigmenwechsel stattfinden. Welche Merkmale können eine *zukunftsfähige Kultur* kennzeichnen? Hildegard Kurt und Bernd Wagner beantworten diese Frage wie folgt:

- Ein Verständnis von Nachhaltigkeit, das gleichberechtigt mit den „drei Säulen“ Ökonomie, Ökologie und Soziales die Kultur als quer liegende Dimension umfasst.
- Ein Kulturbegriff, der von der Naturzugehörigkeit des Menschen ausgeht.
- Ein hohes Maß an Partizipation in allen gesellschaftspolitischen Entscheidungs- und Gestaltungsfragen.
- Ein hoher politischer und philosophischer Stellenwert der Frage nach dem guten Leben.
- Eine Rückführung der Kunst aus ihrer Randposition in die Lebenswelt.
- Interkulturelle Kompetenz im Dialog der Kulturen.

Das 20. Jahrhundert war bisher der höchste Punkt der Entwicklung der westlichen Gesellschaft – und gleichzeitig ihr tiefster: zwei Weltkriege, Auschwitz, Hiroshima, Tschernobyl, usw. Wurden diese Erfahrungen genügend und bis zur letzten Konsequenz kulturell verarbeitet? Vieles wird sehr schnell „vergessen“, mit der Folge, dass Fortschritt immer noch stark überschätzt wird. Die westliche Gesellschaft sieht sich als Zentrum der Welt und als Spitze der globalen Entwicklung; „unterentwickelt“ sind nur die anderen.

Eine Kultur der Nachhaltigkeit kennt hingegen die eigenen Grenzen und ist deshalb bescheidener, offener und lernfähiger. Sie begeg-

net dem Mythos des technologischen Fortschritts mit Skepsis und Dogmen wie „Wachstum“ und „Wettbewerb“ genauso. Um sich davon zu befreien, braucht der Westen eine zweite Aufklärung – und wohl auch eine *neue* wissenschaftliche Revolution.

Für diese Revolution haben die Ökologie, die Systemtheorie und die Relativitätstheorie eine Basis vorgelegt. Die Erkenntnisse von Charles Darwin, Albert Einstein, Werner Heisenberg, Ilya Prigogine, Herman Daly oder Sigmund Freud wurden aber noch nicht bis zur letzten Konsequenz in die dominante Kultur aufgenommen. Das Ergebnis: Der Entwicklungsstand wird immer noch auf das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (BIP) reduziert, die amerikanische Gesellschaft als vorbildhaftes Modell für die ganze Welt angesehen.

Die Spezialisierung der Wissenschaften hat nicht zu einem stärkeren Bewusstsein für das *Ganze* beigetragen. Die Quantifizierung und die Monetarisierung der gesellschaftlichen Prozesse dient ihrer Kontrolle, geht aber auf Kosten der qualitativen Dimensionen.

In einer Kultur der Nachhaltigkeit hingegen stellt die Wirtschaft nur die Handlungsmittel – und legt nicht die Handlungsziele fest. Der Markt wird als Teil der Gesellschaft betrachtet – nicht umgekehrt. In Tabelle 1 werden die Merkmale einer Kultur der Nachhaltigkeit mit der heute dominanten Kultur verglichen.

Tabelle 1: Dominante Kultur vs. Kultur der Nachhaltigkeit

Heute dominante Kultur	Kultur der Nachhaltigkeit
Selbstreferenzielle Modelle wichtiger als die Wirklichkeit	Erfahrung, Umweltwahrnehmung und Umweltkommunikation wichtiger als Modelle
Quantität	Qualität
Monodimensional	Multidimensional, systemisch
Industrielle Zeit, Beschleunigung	Biologische Zeit, Entschleunigung
Funktionalisierung, Ordnung, Kontrolle	Kreativität, Lernen, Dynamik, Kommunikation
Globalisierte Monokultur, Standardisierung	Kulturvielfalt, Toleranz, Kommunikation unter Autonomien

Assimilation	Integration
Weitere Werte: Geld, Macht, Gewalt, Leistung, Konsum, Wettbewerb, Besitzen, Wachstum	Weitere Werte: Gerechtigkeit, Selbstbewusstsein, Kooperation, Nutzen, Gleichgewicht

Quelle: Eigene Zusammenstellung

2.2 Die kulturelle Vielfalt

Die Menschen sind unterschiedlich und leben in unterschiedlichen Lebensräumen. Es gibt nicht nur eine Geschichte, sondern viele Geschichten. Was sich in einem bestimmten soziokulturellen Kontext bewährt, kann für einen anderen falsch sein. Alle diese Argumente sprechen gegen die Dominanz einer einzigen Kultur – und für kulturelle Vielfalt. Eine globalisierte Kultur der Nachhaltigkeit wäre ein Widerspruch in sich: Es kann nur Kulturen der Nachhaltigkeit geben.

Während der Kolonialisierung wurden Kulturen zerstört, von denen wir heute lernen könnten. Die Globalisierung ist gerade dabei, diesen Fehler zu wiederholen. In dem „Übereinkommen zum Schutz und zur Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen“ (UNESCO, 2005) wurde die Bedeutung kultureller Vielfalt betont: „Der Schutz, die Förderung und der Erhalt der kultureller Vielfalt sind eine entscheidende Voraussetzung für nachhaltige Entwicklung zugunsten gegenwärtiger und künftiger Generationen.“

Die Evolutionsfähigkeit natürlicher Systeme basiert auf der biologischen Vielfalt; die Evolutionsfähigkeit gesellschaftlicher Systeme setzt kulturelle Vielfalt voraus. Kulturelle Prozesse können das Verhältnis zwischen gesellschaftlichem System und sozial-ökologischer Umwelt positiv und negativ beeinflussen. Wenn die kulturelle Vielfalt abnimmt, sinkt die gesamte Umweltwahrnehmung der Gesellschaft. Kolonialisierung, Modernisierung und Globalisierung haben einerseits die Vermischung verschiedener Kulturen ermöglicht; andererseits zeigt das Ergebnis dieser „Vermischung“, wie entscheidend die Gleichberechtigung der Kulturen und ein Respekt füreinander sind.

Die Standardisierung der globalen Ernährungsproduktion und die architektonische Uniformierung der Metropolen der Welt sind Ursache und gleichzeitig Ergebnis kultureller Verarmung. Sie ist nicht nur auf der internationalen Ebene sichtbar, sondern auch innerhalb der westlichen Gesellschaft, die in prekärer Art auf ihre wirtschaftliche

Dimension zentriert ist. Subkulturen und alternative Lebensweisen haben große Schwierigkeiten, sich in diesem Umfeld zu entwickeln oder auch nur zu bestehen. Die Abnahme der kulturellen Vielfalt hat zu einer Reduktion der Evolutionsfähigkeit des gesellschaftlichen Systems geführt. Die Auswahl der Antworten und Lösungen, die für neue soziale und ökologische Probleme benötigt werden, ist kleiner geworden.

3. Die kulturelle Strategie der Nachhaltigkeit

Wie aber kommen wir von der heutigen gesellschaftlichen Ordnung, die nicht nachhaltig, aber sehr mächtig ist, zu einer nachhaltigen Ordnung? Wie kommen wir von der wirtschaftszentrierten Kultur der Globalisierung zu einer sozialökologischen Kultur der Nachhaltigkeit?

Die Herausforderung besteht darin, die dominante Kultur von innen zu ändern. Die Strategiedebatte wird von zwei Positionen beherrscht: Konsens oder Konflikt, Realismus oder Fundamentalismus. Dabei geht es eigentlich nur um eines: um den Umgang mit Macht- und Interessenstrukturen, die unsere Gesellschaft beherrschen. Wenn gesellschaftliche Akteure nicht gleichberechtigt sind, dann werden die Ergebnisse der Kommunikation vom Stärkeren bestimmt – und nicht unbedingt vom Besseren.

Einige Befürworter der „Nachhaltigkeit“ vertreten eine pragmatische und manchmal opportunistische Position: Sie sind sich der entscheidenden Bedeutung der Strukturen sozialer Ungleichheit zwar bewusst, vermeiden aber jede Kritik an Regierung und Konzernen. Sie denken nämlich, dass man nur *mit* Macht und Geld etwas ändern kann – und nicht *gegen* sie.

Eine kulturelle Strategie der Nachhaltigkeit akzeptiert diese Logik nicht. Die Rolle der sozialen Ungleichheit wird analysiert und öffentlich thematisiert, auch in ihrer kulturellen Dimension. Es wird gezeigt, dass Organisationsformen wie Demokratie oder Technologien sowie Massenmedien Ungerechtigkeit legitimieren, aber auch bekämpfen können. Nicht nur rationale, sondern auch emotionale Faktoren wie Gruppendynamik, Persönlichkeit, Bedürfnisse oder Gewohnheiten hemmen oder fördern den sozialen Wandel.

Schließlich hat die Bildung Bedeutung. Nicht nur der Bildungsgrad, sondern auch die Qualität der Bildung sind für eine nachhaltige

Entwicklung wichtig. Schulen und Hochschulen bilden – neben anderen Institutionen – die Denkweisen und Lebenseinstellungen von Menschen aus. Nur wer in breiten Horizonten denkt und Zusammenhänge verstehen kann, kann die Ursachen komplexer Probleme begreifen und nachhaltige Lösungen vorschlagen. Dies spricht für eine interdisziplinäre Ausbildung. Eine autoritäre Pädagogik hemmt dagegen die kreative Partizipation an der Mitgestaltung der Gesellschaft.

Zivilgesellschaftliche Initiativen können eine wichtige Rolle bei der Umorientierung auf ökologieverträgliche Lebensstile spielen. Sie können die Funktion von kulturellen „Nachhaltigkeitslabors“ erfüllen, in denen neue Lebens-, Konsum- und Arbeitsmodelle erprobt werden, von denen gesamtgesellschaftliche Lernprozesse ausgehen.

Auch die Künste bieten ein besonderes Potenzial für die Nachhaltigkeitsziele. Der niederländische Soziologe Hans Dieleman nennt die Gründe, warum Künstler „change agents in sustainability“ sein können:

- Künstler interessieren sich für die Nachhaltigkeitsziele und machen sie zum Thema der eigenen Kunst;
- mit einer ganzheitlichen Betrachtung der Wirklichkeit haben Künstler weniger Probleme als Wissenschaftler, Künste fördern den Perspektivwechsel;
- die Künste haben die Fähigkeit, rationale Botschaften zu emotionalisieren und emotionale Bedürfnisse zu politisieren;
- die Künste bergen eine höhere innovative und visionäre Kraft als Politik und Wissenschaft;
- die Künste können den Lernprozess fördern, der in der Integration von Theorie und Praxis benötigt wird.

Zum letzten Grund, den Dieleman nennt, komme ich später. Er betrifft die Kultur als Ganzes und nicht nur die Künste.

4. Die kulturelle Evolution

Es gibt einen Prozess, in dem Ordnung und Dynamik von Systemen eine Synthese finden: die *Evolution*. In der Evolution passt sich das System den veränderten Umweltbedingungen an, um die eigene Existenz zu sichern. Voraussetzungen dieser dynamischen Ordnung oder geordneten Dynamik des Systems sind die Wahrnehmung der Umwelt, die Kommunikation mit der Umwelt, die Offenheit und die

Flexibilität der Strukturen innerhalb des Systems sowie die Fähigkeit zur Selbstumorganisation.

Das, was in der Natur die biologische Evolution ist, ist in der Gesellschaft die *kulturelle Evolution*. Die biologische Evolution wurde bei den Menschen durch eine kulturelle Evolution ersetzt.

Wenn wir die globale Krise überwinden wollen, müssen wir uns in diesem Zusammenhang die Frage stellen: *Was hemmt die kulturelle Evolution des gesellschaftlichen Systems, was fördert sie?*

Der größte Hemmfaktor der kulturellen Evolution ist – so denke ich – die Verbindung von:

- Strukturen der sozialen Ungleichheit mit
- einem selbstreferenziellen Weltbild (u.a. Dogmen wie Markt, Wachstum und Wettbewerb; Mythos des Fortschritts und der Spezialisierung) und
- bestimmten Technologien (wie Waffen, Geld, Massenmedien), die die Anpassung der Umwelt und der Wirklichkeit an das System und das Weltbild ermöglichen.

Zu den Förderfaktoren der kulturellen Evolution zählt vor allem die Umweltwahrnehmung, die Auseinandersetzung mit dem *Fremden*. Die Kommunikation in der kulturellen Vielfalt, die soziale Gleichberechtigung, die politische Partizipation, die Neugierde, das Experimentieren, die Sensibilität, die Reflexion, der freie Informationsfluss, die Kritik und auch der investigative Journalismus tragen zur kulturellen Dynamik bei. Diese Dynamik kann viele Menschen verunsichern und überfordern – und ist nicht immer erwünscht. Die Offenheit gegenüber dem Fremden setzt vor allem ein Vertrauen in sich selbst voraus sowie einen gesellschaftlichen Kontext, der freie Räume und Autonomie zulässt und respektiert.

5. Kulturelle Krise – kulturelle Lösungen

Die Umwelt war in den 1960er-Jahren zunächst und vor allem eine juristische Frage, in den 1970ern eher eine politische und ab den 1990ern eine Frage des Managements und des Marktes. Heute aber wird sie immer mehr zu einer kulturellen Frage. Dies ist für den Soziologen Dieleman der siebte Grund, um zu erklären, warum gerade Künstler wichtige „change agents in sustainability“ werden können. Seine Aussage hat hier eine weitreichende Bedeutung.

Wenn die Kultur das Verhältnis zwischen gesellschaftlichem System und Umwelt und zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit re-

guliert, dann ist die heutige ökologische Krise eine kulturelle Krise. Sie braucht deshalb kulturelle Lösungen und eine kulturelle Strategie. Die globalisierte westliche Kultur muss dabei durch eine Vielfalt von Kulturen der Nachhaltigkeit ersetzt werden. Welche sozialen Träger, welche Bildungsinstitutionen, welche Kunst- und Kommunikationsformen diesen Prozess unterstützen können, ist dabei keine zweitrangige Frage. Marshall und Herbert McLuhan lehren uns, dass auch das Medium die Botschaft ist. Es ist etwas ganz anderes, ob man Natur über den Fernsehbildschirm oder durch direkte Erfahrung erlebt; ob man Menschen trifft oder mit ihnen mailt. Es ist auch ein großer Unterschied, ob ein Begriff von oben durchgesetzt wird oder eine Gesellschaft von unten mitgestaltet werden darf.

Beim Thema Nachhaltigkeit ist der Weg das Ziel und das Ziel der Weg. Systemisch betrachtet, bedingen sich Entwicklungsergebnisse und Entwicklungsprozesse gegenseitig. Für einen sozial-ökologischen Wandel der Gesellschaft und der Lebensstile ist genau dies wichtig: Wenn nicht nur die Inhalte, sondern auch die Typologie des Mediums oder der künstlerische Prozess eine Kultur bestimmen, dann braucht Nachhaltigkeit nicht nur „neue“ Paradigmen, Weltbilder oder Werte (*Kultur der Nachhaltigkeit*), sondern auch „neue“ Kommunikations- und Organisationsformen (*kulturelle Strategie der Nachhaltigkeit*). Beides muss offen und lernfähig sein, um eine *kulturelle Evolution* zu befördern.

Literaturhinweise

- Beck, U., W. Bonß: Die Modernisierung der Moderne, Frankfurt a. M. 2001.
 Eblinghaus, H., A. Stikler: Nachhaltigkeit und Macht. Zur Kritik von Sustainable Development, Frankfurt a. M. 1996.
 Hamm, B.: Die soziale Struktur der Globalisierung, Berlin 2006.
 Kurt, H., B. Wagner (Hg.): Kultur – Kunst – Nachhaltigkeit, Essen 2002.
 Reisch, L., G. Scherhorn: Wie könnten nachhaltige Lebensstile aussehen? Auf der Suche nach dem ethischen Konsum, in: Der Bürger im Staat, Heft 2, 1998.
 Simonis, U.E. (Hg.): Die Rousseau-Frage – ökologisch definiert. Hat der Fortschritt der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen, die Umwelt zu schützen und zu bewahren?, Berlin 2002.
 Wehrspau, M., C. Löwe, M. Eick: Die Bedeutung von Basisinitiativen für die Verankerung einer Kultur der Nachhaltigkeit, Berlin 2004.

Gotthard Dobmeier

Nachhaltige Entwicklung durch ökosoziale Lebensstile

„Anders leben, damit andere überleben“. So lautet das Motto in verschiedenen kirchlichen Schriften. Dass wir etwas tun müssen, um anderen Menschen, insbesondere in den Entwicklungsländern das Überleben zu sichern, stößt auf breite Zustimmung. Dafür werden bei den Aufrufen der kirchlichen Hilfswerke oder bei aktuellen Hungersnöten und Katastrophen große Summen gespendet. Doch was hat das Überleben anderer mit dem eigenen Lebensstil zu tun?

Dies ist für viele eher eine Provokation. Dabei hat bereits 1972 der Club of Rome eindringlich auf die Grenzen des Wachstums hingewiesen und die Notwendigkeit eines Umdenkens bewusst gemacht. Die deutschen Bischöfe veröffentlichten 1980 die Erklärung „*Zukunft der Schöpfung – Zukunft der Menschheit*“ und sprachen darin von einer neuen Grenzsituation der Menschheit. Ihre Forderung: ein neues Verhältnis zur Schöpfung und eine notwendige Neubesinnung. Denn von der Faktenlage her war klar,

- dass unser Lebensstil mit einer Zunahme an Konsumgütern verbunden ist, die oft überflüssig sind,
- dass unser Lebensstil, der geprägt ist von „immer mehr“, „immer weiter“, „immer größer“, an Grenzen stoßen muss,
- dass unsere Art zu leben gravierende Auswirkungen auf Natur und Umwelt hat.

So ist ohne Übertreibung festzustellen: Unsere Lebensweise bringt erhebliche soziale, ökologische und wirtschaftliche Probleme mit sich. „Anders leben“ ist angesagt! Doch die Probleme werden verdrängt oder verharmlost. „Wir werden das schon in den Griff bekommen.“ „Abhilfe zu schaffen ist doch vorrangig Aufgabe der Politik.“ Hinzu kommt die Angst vor Veränderung; Wohlstandsverlust wird befürchtet. „Ich will doch nicht leben wie meine Vorfahren.“ Vielfältige Abwehrmechanismen verhindern so den Schritt zum „Anders leben“, zu neuen Lebensstilen.